**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 3 (1913)

**Heft:** 40

**Artikel:** "Die Frau und der Sozialismus" [Fortsetzung]

**Autor:** Bracher, Hans

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-640208

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

kennen nur eine Furcht, nämlich die Furcht vor den Landjägern. Denn die haben kein Herz und meinen, ihre Uniform berechtige sie zu Brutalitäten."

Einmal kamen unserer zwei in den Wagen, der uns wie ein großes Geheimnis schien. Es war gar nicht so unwohnlich darin. Freilich Betten waren keine da, aber wollene Decken und Tücher und Pritschen und Verschläge. Ganz vorne befand sich die Küche, daneben waren zwei übereinander gestellte Kisten, an denen die Stirnwände fehlten. Stroh und Tücher lagen darin und die beiden Jungen erklärten sie als ihre Schlafstätten. Das Kleinste schlief bei der Mutter auf dem Strocksack am Boden. Wenn es regnete, schlief auch der Vater im Wagen; die schönen Sommernächte verbrachte er aber neben dem großen Hund unter ihm.

Manchmal war es uns jetzt, als gehörten wir auch zu der Familie im Walde. Wir bettelten von unserer Mutter Geld, und kauften Zucker, Schokolade, Maccaroni ein, um es in den Wald zu schleppen. War das eine Freude! Niemand fragte uns, woher habt ihr das; die Kinder jubelten, nahmen die Päckchen, stießen sich an, kicherten und warfen sie in den Wagen. Dafür schenkten sie uns Dinge, die sie im Walde gesammelt hatten: Leere Wespennester, schöne Vogelfedern. Einer der Buben verfertigte uns aus abgezogenen Weidenrindern eine richtige Panspfeife und lehrte sie uns spielen.

**Fahrendes Volk:** Der Sägefeiler, der mit seinem Bock die Dörfer durchzog und von Haus zu Haus auf der „Stör" die Sägen wieder scharf machte.

Ein andermal fragten wir zufällig: „Wo wohnt ihr dann eigentlich im Winter?" — „Ach" sagte die Frau und machte traurige Augen. „Da ziehen wir nach dem Elsaß, das unsere Heimat ist. Sobald sich der Wald färbt, machen wir uns auf den Weg, daß wir in den Vogesen sind, wenn der erste Schnee fällt. Dort gibt es dichtverwachsene, nachtschwarze Tannenschonungen, wo kein Schnee durchfällt und der Boden auch im Winter trocken und warm bleibt. Auch gibt es Holz genug, um das Feuer immer zu nähren. Einen Winter lang hielten wir uns auch in einer halbverfallenen Jagdhütte auf. Einen andern nisteten wir uns in der Wegelburg, einen andern im Fleckenstein ein. In den Felsenkammern und Verließen war es warm. Im Burghof brannte dann Tag und Nacht ein Feuer. Zu essen hatten wir auf lange Zeit genug. Einen ganzen Sack getrockneter Schwämme besaßen wir und mehrere Säcke Kartoffeln, die wir unterwegs „gefunden". Geld kam auch einiges zu uns. Vater führte diesen und jenen Jagdherrn zu der Stelle, wo der Rehbock austrat, wenn es über der Weide zu dämmern anfing. Und Vater ist selbst ein Jäger, der auf Sonntag für einen Braten zu sorgen weiß." Fast erschrocken und etwas verblüfft über sich selbst, schwieg jäh die Frau. — Hatte sie zu viel verraten? — Ihre milden Augen waren während der Rede lebendig geworden und blitzten. Fürchtete sie etwas von uns? Nun fiel ihre Gestalt wieder zurück. „Buben, schafft Holz herbei, marsch, fort!" rief sie jetzt plötzlich und machte mit einmal ein Gesicht, daß wir auf und davon stoben.

Der nächste Tag war ein Regentag. Die Mutter ließ uns nicht los. Als wir am darauffolgenden Tag in die Waldmulde kamen, war der Platz leer. Die Familie Scherenschleifer war fortgezogen. Wohin? Wer wußte es? Einer unbestimmten Zukunft entgegen! — Da, wo sie die vergangenen Tage gehaust, lag noch ein Häuflein Asche, und tiefe, in den weichen Waldboden eingegrabene Räderfurchen waren zu sehen, sonst deutete nichts darauf hin, daß hier Menschen gelebt hatten, Menschen, geradeso wie wir. Wir hatten ihnen nicht einmal „Lebewohl" gesagt.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Nie habe ich vernommen, was aus den Waldleuten geworden ist. Auch war viele Jahre hindurch kein fahrender Schleifer in unserer Stadt zu sehen, bis plötzlich vor einigen Tagen in den alten Gassen ein weithin vernehmbares Klingen die Frauen an die Fenster rief und sie daran gemahnte, daß ihre Messer und Scheeren stumpf seien. Sie waren etwas erstaunt über die unerwartete Erscheinung aus einer entschwunden geglaubten Zeit, und es dauerte daher schon einige Zeit bis der wiedererwachte fahrende Messerschleifer Arbeit bekam. Dagegen sind seine beiden Kollegen, der Sägefeiler und der Geschirrflicker aus den Straßen der Stadt verschwunden. Nur auf dem Lande, bei einsamen Bauernhöfen, trifft man sie noch an, wenn sie von den Kindern umringt, um geringen Lohn ihre Beschäftigung ausüben.

E. Schr.

---

# „Die Frau und der Sozialismus."

## IV.

## Die Frau in der Zukunft.

Eine verheißungsvolle Kapitelüberschrift, wird mancher Leser denken. Der Buchberichterstatter hat schwer, die Erwartungen zu befriedigen, die damit erweckt werden. Bebels Buch hat in seinem letzten Teile, eben in dem, der in der ersten Ausgabe diese Ueberschrift trug, die Bedeutung einer Programmschrift. Was er hier vorträgt, ist nichts mehr und nichts weniger als die Umrißzeichnung des berühmten sozialistischen „Zukunftsstaates". Man braucht kein Parteigänger zu sein, um dieses Gebäude mit Interesse und mit Bewunderung für die kühnen Architekten, die es entworfen haben, zu betrachten. Die Mehrzahl der Sachverständigen haben den Plan als unausführbar, den Sozialstaat als Utopie erklärt. Kein Grund für uns, die Ideen nicht kennen zu lernen, die Millionen Menschen ein Evangelium des Glaubens geworden sind. Hier müssen wir wieder ganz dringend betonen, worum wir schon eingangs gebeten: wir können und wollen nicht

überzeugen, man erlasse uns die lückenlose Beweisführung und suche sie im Buche selbst.

Der soziale Staat wird nicht von heute auf morgen kommen, er wird entstehen. Eine seiner Fundamentmauern wird sein der vergesellschaftete Grund und Boden. Dieser wichtigste Teil des Fundamentes wird errichtet sein in dem Momente, da der Grundbesitz übergeführt sein wird in Allgemeinbesitz. Wie dann auf Grund dieser Neuorganisation des Besitztumsbegriffes die soziale Organisation im Einzelnen sich gestalten wird, kann auch Bebel nicht in bindender Weise darlegen. Das folgende scheint ihm sicher zu sein: Wenn die Gesellschaft im Besitze aller Arbeitsmittel sich befindet — wenn der Acker, das Bergwerk, die Wasserkraft, das Rohmaterial nicht Einzelnen, sondern Allen gehören — dann wird die Arbeitspflicht aller Arbeitsfähigen, ohne Unterschied des Geschlechtes, Grundsatz dieser sozialisierten Gesellschaft. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Dieser Satz der Bibel gilt auch im Sozialstaat. Ohne Arbeit kein Genuß; aber auch: keine Arbeit ohne Genuß. Die Arbeit darf nicht überanstrengen und die Gesundheit schädigen, sie darf ferner nicht eintönig und geisttötend sein und drittens soll sie möglichst ergiebig sein, weil davon das Maß der Arbeitszeit und das Maß der Genüsse abhängt. Die sozialistische Gesellschaft bildet sich nicht, um proletarisch zu leben, sondern um die proletarische Lebensweise der großen Mehrzahl der Menschen abzuschaffen.

Das erste wird sein, durch umfassende Statistiken die Produktionsmittel und die Produktionskräfte festzustellen. Ist dies getan, so werden die Lebensbedürfnisse der Gesellschaft, nach einem Durchschnittswerte bemessen, ermittelt. In der heutigen Produktionsweise herrscht regellose Anarchie, die nur durch das Prinzip der Macht in die Wege gelenkt wird. Die heutige Produktion geht über die Leichen der wirtschaftlich Schwächern hinüber; sie hat unzählige Hindernisse, die sie sich durch das Prinzip des freien Spieles der Kräfte selbst in den Weg legt, zu übersteigen. Jeder will sich am gleichen Bache seine eigene Mühle bauen, jeder gräbt dem andern das Wasser ab. Im Sozialstaat bauen alle gemeinschaftlich eine große Mühle und helfen beim Betrieb nach Kräften mit. Dadurch, daß die Widerstände der Konkurrenz, das gegenseitige Sich das Wasser-Abgraben, dahin fallen, geht die Produktion viel müheloser vor sich. Die Arbeitszeit, die zur Produktion sämtlicher Lebensbedürfnisse nötig ist, wird auf einige wenige Stunden im Tag für jedes Glied der Gesellschaft reduziert. Zwei bis drei Arbeitsstunden im Tag, berechnet Th. Hertzka in seinem Buche „Die Gesetze der sozialen Entwicklung", würden dem Einzelnen zufallen, und dabei würden nicht nur die Nahrungs-, sondern auch die Luxusbedürfnisse der Menschheit, nach dem Mittelmaße der sogen. Bessersituierten berechnet, befriedigt werden können.

Zu dem Vorteil der geringen Arbeitszeit — hier ist die Arbeitszeit gemeint, die der Einzelne zum Wohle und zum Bestande der Allgemeinheit ausfüllen müßte, tritt im Zukunftsstaate der der freien Arbeitswahl. Jeder wählt nach Anlage und Kraft die Beschäftigung, die ihm am besten paßt. Die unangenehmen und gefährlichsten Arbeiten würde man von Maschinen ausführen lassen, zu deren Herstellung die wohlorganisierte, mit allen Mitteln ausgestattete Gesellschaft keine Intelligenz und Mühe sparen würde. Daß wir die Stiefel nicht längst durch Maschinen putzen, die Straßen und Kloaken nicht durch mechanische Vorrichtungen reinigen lassen, daß wir noch Menschen in die Bergwerke hinunterschicken zu einem lebensgefährlichen Arbeiten für unsere Bequemlichkeit, das hat seinen Grund nur darin, weil unsere Produktion so schlecht organisiert ist, daß die Herstellung der zweckdienlichen Maschinen zu teuer käme. Das Zukunftsgeschlecht wird aus Mineralien Nahrungsstoffe zu erstellen wissen, wird in überglasten Hallen Sommers und Winters Gemüse, Obst und Weintrauben bauen in einer Fülle, die wir kaum ahnen; es wird die Ebbe und Flut, die Sonnenstrahlen als Kraftquellen benutzen, die Sonnenwärme in Akkumulatoren zu Heizzwecken aufspeichern. Dem menschlichen Erfindungsgeiste stehen noch tausend Tore offen. Die künftige Menschheit wird aber keine Erfindungen dulden, die die Gesundheit gefährden, die einem todbringenden Sporte dienen, die durch einen zynischen Kapitalismus bis zur Gemeingefährlichkeit ausgenutzt werden. Fast alle Erfindungen der Jetztzeit werden durch die rücksichtsloseste Verwertung zum Geldgewinne der Menschheit zum Verhängnis (Serum-Impfung, Kriegsmittel, Genußmittel).

Wie für das körperliche, so ist im Sozialstaat auch für das geistige Wohl der Menschen gesorgt. Die Erziehung beruht auf dem Grundsatz der harmonischen Ausbildung. Nicht zu Standes- und Berufstüchtigkeit muß der junge Mensch erzogen werden. Seine angebornen Anlagen sind entscheidend; jeder wählt sich die Stufenleiter, wo er vermöge seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten am leichtesten und sichersten aufwärts kommt. Da gibt es keine erstickten Genies, keine verkümmerten Gaben, keine verschwendeten Kräfte mehr; aber auch keine verachteten Berufe, keine bevorrechteten Erwerbsstände, die mit der kleinsten Mühe den größten Gewinn einheimsen; vor allem keine Rentiers, die mit der Couponschere ihren Lebensunterhalt „verdienen", und die 10 Prozente einstecken, die den kleinen Sparkasseeinlegern von Rechts wegen zukommen sollten, da sie ja doch das Geld durch ihrer Hände Arbeit verdient haben, das so reichen Gewinn bringt.

Und die Wissenschaft und die Kunst? „Die künftige Gesellschaft wird diese Verhältnisse haben: sie wird Gelehrte und Künstler jeder Art in ungezählter Menge besitzen, aber jeder derselben wird einen Teil des Tages physisch arbeiten und in der übrigen Zeit nach Geschmack seinen Studien und Künsten und geselligem Umgang obliegen."

Was aber stellt der gewöhnliche Bürger an mit seiner vielen freien Zeit? Er verschläft, verraucht, vertrinkt, vergeigt sie wie Lenaus Zigeuner? Nein, er hat hundert Arbeiten zur Verschönerung seines Heims; hat für seinen Ehrgeiz tausend Ziele der Vervollkommnung, die er durch Selbstbeschäftigung und Studieren an Schulen erstrebt bis er ins produktive Alter kommt, wo er selbst Lehrer ist, wo er als Beamter, Organisator, Erfinder dem Staate seine Dienste unentgeltlich zur Verfügung stellt.

Unentgeltlich! Denn für ihn und die Familie ist durch die Gesellschaft gesorgt, gleichwie für Alter und Krankheit. Das Geld wird zum bloßen Begriff. Geld hat ja nur Wert als Mittel zum Erwerb von Lebensgenüssen (auch das Schenken ist ein Lebensgenuß), als Austauschobjekt im Handel. Im Sozialstaat kauft man nicht; man erhält. Mit dem Geld verschwindet eine unabsehbare Reihe von Unzukömmlichkeiten des Lebens: Geiz ist die Wurzel alles Lasters. Die Wurzel des Geldgeizes ist ausgerottet. Bleiben immer noch Geizeswurzeln genug. Der Ehrgeiz wird die Hauptwurzel werden. Vielleicht?

Wir könnten weiter fahren mit der Schilderung. Wozu? In den Rahmen eines Zeitungsaufsatzes läßt sich dieser Stoff nun einmal nicht hineinpressen.

Die Frau im Sozialstaat? Daß sie an all diesen Segnungen der Zukunftskultur ganz gleichen Anteil hat wie der Mann, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Als Grund dafür bleibt für ein und allemal: sie ist ein Teil des Menschenpaares, nicht gleich wie der Mann, aber gleichwertig. Immanuel Kant hat die prägnanteste Formel dafür gefunden, wenn er sagt, daß Mann und Frau zusammen erst den Menschen bilden.

Hans Bracher.